



Deutsch von Werner Löcher-Lawrence

BLOOMSBURY
Kinderbücher und Jugendbücher



Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *The Mysterious Benedict Society and The Prisoner's Dilemma* bei Bloomsbury, London | © 2009 Trenton Lee Stewart (Text) | © 2009 Diana Sudyka (Illustrationen) | Für die deutsche Ausgabe © 2010 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin/Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher | Alle Rechte vorbehalten | Gesetzt aus der Stempel Garamond durch psb, Berlin | Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm | Printed in Germany 2010 | ISBN 978-3-8270-5413-5 | www.berlinverlage.de

Für Sam und Jake

T. L. S.

INHALT

- Das Gefangenendilemma ⇨ 9
- Das Ungeheuer im Keller ⇨ 28
- Wirkliche und offizielle Angelegenheiten ⇨ 49
 - Durch das Hörglas ⇨ 65
 - Was wahrgenommen werden könnte ⇨ 87
 - Der unwillkommene Besucher ⇨ 107
- Das kleine Mädchen im großen Sessel ⇨ 120
 - Schaltjahre und Mini-Albträume ⇨ 133
 - S. Q.s größte Angst ⇨ 145
 - Dunkelheit bricht herein ⇨ 161
 - Umstände, Anhaltspunkte und wahrscheinliche Geschichten ⇨ 181
- Knifflige Sätze und dichter Verkehr ⇨ 201
 - Leer-Rätsel und Erdbeweger ⇨ 224
- Knackbare Codes und auffindbare Hinweise ⇨ 241
 - Der Hai und seine Beute ⇨ 258
 - Geheime Botschaften ⇨ 275
- Genannte Gründe und plötzliche Einblicke ⇨ 295
 - Das Fenster der Gelegenheit ⇨ 316
 - Die Hof-Konflikte ⇨ 328
 - Eimer gegen Aktenkoffer ⇨ 342
 - Die Entscheidung ⇨ 358
 - Projekte und Gedichte ⇨ 381
 - Je mehr Dinge sich ändern ⇨ 401



In einer Stadt namens Stonetown saß ein Junge namens Reynie Muldoon im zweiten Stock eines alten Hauses aus grauem Naturstein und überdachte, was er tun konnte. Er war in ein unangenehm warmes Zimmer gesperrt, aus dem er erst wieder herauskommen würde, wenn er eine unangenehme Entscheidung traf. Nicht gerade besser wurde die Geschichte dadurch, dass Constance Contraire zusammen mit ihm im Zimmer saß. Constance war gerade mal vier, nahm absolut kein Blatt vor den Mund und dichtete schon die ganze Zeit schlecht gelaunte Gedichte. Reynie war dreimal so alt wie sie und bestimmt fünfzigmal so geduldig, trotzdem spürte auch er, wie seine Laune sank. Er musste die Hitze *und* das unleidige Mädchen aushalten und wollte

bestimmt genauso dringlich aus diesem Zimmer hinaus wie Constance. Das Problem war, was es sie kosten würde.

»Können wir bitte unsere Möglichkeiten noch mal durchgehen?«, sagte Reynie so geduldig, wie es nur ging. »Du weißt, je eher wir eine Entscheidung treffen, desto schneller kommen wir hier raus.«

Constance lag auf dem Rücken und streckte die Arme von sich wie eine Verdurstende in der Wüste. »Ich hab mich längst entschieden«, sagte sie und richtete ihre hellblauen Augen auf Reynie. »Du bist der, der sich nicht entscheiden kann.« Sie wischte sich eine blonde Strähne von der verschwitzten Stirn, streckte den Arm aber gleich wieder von sich weg, weil sie dachte, so niedergeschlagener und elender zu wirken. Sie keuchte dramatisch.

»Wir sollen zu einer gemeinsamen Entscheidung kommen«, sagte Reynie und gab sich alle Mühe, gelassen dreinzublicken. Zeichen von Genervtsein stachelten Constance immer nur weiter auf, und sie hatte ein feines Gespür dafür. »Du kannst mir nicht einfach sagen, was ich tun soll, und erwarten, dass ich dir zustimme.«

»Doch, genau das kann ich«, sagte Constance, »und du brauchst ewig, während ich hier brate.«

»Vielleicht solltest du einfach mal deine Jacke ausziehen«, sagte Reynie, der seine hier oben nie trug. (Die Heizung in dem alten Haus arbeitete fürchterlich unwirtschaftlich: Das Erdgeschoss war ein Kühlschrankschrank und der zweite Stock ein wahrer Backofen.) Constance schien sich einen Ruck zu geben, fummelte an den Knöpfen ihrer Strickjacke herum und murmelte so etwas wie »besser drauf« und »Jacke auf«. Sie produzierte wieder ein neues Gedicht, wie Reynie verdrossen begriff. Ihr letztes hatte von einem »dumpfen Huhn« namens »Muldoon« gehandelt.

Reynie drehte sich von ihr weg und begann im Zimmer auf und ab zu laufen. Was sollte er tun? Er wusste, dass Rhonda Kazembe, die Überwacherin dieser dummen kleinen Übung, bald schon den Kopf durch die Tür stecken und fragen würde, ob sie sich entschieden hätten. Offenbar hatten ihre Freunde Kleber und Kate, die am anderen Ende des Flurs eingeschlossen waren, ihre Mannschaftsentscheidung längst getroffen und warteten nur noch auf Reynie und Constance. Wenigstens hatte Rhonda das gesagt, als sie das letzte Mal bei ihnen gewesen war. Vielleicht sagte sie aber auch nicht die Wahrheit. Vielleicht war das Teil der Aufgabe.

Es wäre nicht ihre erste Lektion, die einen doppelten Boden hatte. Die Kinder hatten unter Rhondas Anleitung schon viele seltsame Aufgaben zu lösen gehabt, die dazu dienten, ihr Interesse anzuregen und ihre ungewöhnlichen Talente zu fördern. Vorbei waren die Tage des Lernens in einem normalen Klassenzimmer, schon aus Sicherheitsgründen durften sie nicht mehr in die Schule, und in diesem weitläufigen alten Haus gab es genug Orte, die als Ersatz-Klassenzimmer dienen konnten. Davon konnten sie ein Lied singen. Heute waren sie jedoch zum ersten Mal in eins der »sicheren Zimmer« gesperrt worden, und es war auch die erste Aufgabe, bei der ihre Entscheidung echte – und zwar echt unangenehme – Folgen haben konnte.

Die Zwickmühle, in der sie saßen, basierte auf einem Gedankenspiel, das, wie Rhonda ihnen erklärt hatte, das »Gefangenendilemma« genannt wurde. Kleber hatte natürlich schon alles darüber gelesen, und auf Rhondas Nicken hin erklärte er seinen Freunden, was es damit auf sich hatte.

»Es gibt tausend Varianten«, sagte Kleber (und zweifellos kannte er sie alle), »aber meist geht es so: Zwei Verbrecher werden verhaftet, nur hat die Polizei nicht genug

Beweise, um sie zu überführen. Also stecken sie die beiden in getrennte Räume und bieten ihnen einen Handel an. Wenn einer von ihnen seinen Freund verrät und gegen ihn aussagt, während der andere schweigt, kommt der Verräter frei und sein Partner wird zu zehn Jahren verurteilt.«

»Das nenne ich Freundschaft«, sagte Kate.

»Nun, sie können ja auch zusammenhalten, oder? Sie können schweigen. Wenn sie das tun, landen sie beide wegen was Kleinerem für sechs Monate hinter Gittern, werden also beide bestraft, allerdings ist die Strafe verglichen mit den zehn Jahren nicht besonders schwer.«

»Und was, wenn sie sich gegenseitig verraten?«, wollte Reynie wissen.

»Dann bekommen sie beide fünf Jahre. Was natürlich nicht toll ist, aber immer noch besser, als zehn Jahre eingesperrt zu sein. Das Dilemma besteht also darin, dass jeder für sich entscheiden muss, ob er seinen Freund verraten oder schweigen will, ohne zu wissen, was der andere tut.«

Es waren diese letzten Worte, die es für Reynie so kompliziert machten, denn je länger er im Zimmer auf und ab lief und darüber nachdachte, desto überzeugter wurde er, *dass* er es wusste. Er sah zu Constance hinüber, die gerade theatralisch die Zunge aus dem Mund hängen ließ, wie ein Hund, der nach Wasser lechzt. »Constance, glaubst du, Rhonda hat gelogen, als sie sagte, Kleber und Kate hätten sich gleich entschieden?«

»Nein, das war die Wahrheit«, sagte Constance, die ein noch feineres Gespür für solche Dinge hatte als Reynie. Wenn sie denn wollte – worauf man sich nicht verlassen konnte.

»Das kann nur eins bedeuten.«

Constance verdrehte die Augen. »Für dich vielleicht.«

»Ja, für mich«, seufzte Reynie. Obwohl er in mancher Hinsicht wie ein ganz normaler Junge wirkte – mit normalen braunen Haaren, normal blasser Haut und der ganz normalen Unfähigkeit, das Hemd in der Hose zu behalten –, lag er doch weit über normal, wenn es darum ging, Sachen zu durchschauen. Das traf auch auf Leute zu, besonders so enge Freunde wie Kleber Washington und Kate Wetherall, die er besser kannte als jeden anderen. Wenn Kleber und Kate sich so schnell entschieden hatten, bestand für ihn keine Frage, wie ihre Entscheidung ausgefallen war. Weniger klar war, wie er darauf reagieren sollte.

Reynie lief auf und ab und auf und ab. Wenn doch nur nicht so viel davon abhinge! Aber das tat es, obwohl es bei ihnen natürlich nicht um Gefängnisstrafen ging. Rhonda hatte es ihnen sorgfältig erklärt.

Die Kinder waren in zwei »Gefangenen«-Mannschaften aufgeteilt worden. Wenn beide Mannschaften Möglichkeit A wählten, also zu schweigen, würden sie für den Rest des Tages Küchendienst haben. (Was kein Pappenstiel war, wohnten im Haus doch mitsamt allen Familienangehörigen dreizehn Leute, und jedes Essen produzierte eine furchterregende Menge schmutziges Geschirr.) Wenn beide Mannschaften Möglichkeit B wählten, also den Verrat, hieß es Küchendienst für alle für den Rest der Woche. Und natürlich war die letzte Möglichkeit die teuflischste von allen: Sollte eine Mannschaft schweigen und die andere übte Verrat, blieben die Verräter von aller Arbeit befreit, während die Verratenen für den Rest der Woche den gesamten Abwasch *allein* zu erledigen hatten.

»Das sind drei Mahlzeiten pro Tag«, hatte Kleber gesagt, »mit durchschnittlich jeweils dreizehn Gedecken pro Mahlzeit ...«

»Von den Töpfen und Pfannen gar nicht zu reden«, fügte Kate hinzu.

»Und den kleinen Snacks zwischendurch«, sagte Reynie.

Klebers Augen wurden immer größer. Die Panik war ihm anzusehen. »Und die Woche hat noch fünf ganze Tage ...«

Während sie diese beängstigenden Aussichten noch zu verdauen versuchten und bevor sich die vier irgendwie absprechen konnten, schob Rhonda die beiden Mannschaften in je eines der sicheren Zimmer, wo sie sich besprechen sollten. Aber mit Constance, die von allem Anfang darauf bestand, Möglichkeit B zu wählen, konnte man sich nicht besprechen. Der Verrat sei die einzig vernünftige Entscheidung, meinte sie, da Kleber und Kate bestimmt auch B nähmen. Schließlich könne es niemand riskieren, allein bis zum Ende der Woche Küchendienst zu haben.

Reynie fand ihre Strategie aber nicht nur geschmacklos (er hätte sich vorstellen können, seine Feinde zum Abspülen zu verurteilen, aber seine Freunde?), er wusste auch, was die anderen gewählt hatten, und das war nicht Möglichkeit B. Kleber und Kate hatten sich keine Zeit zum Nachdenken genommen. Falls doch, hätten sie womöglich überlegt, dass sich Reynies Lage weit schlechter darstellte als ihre, weil niemand auf dieser Welt sturer war als Constance – und dass auch sie an Reynies Stelle versucht sein würden, ihr Martyrium zu beenden, indem sie Constance nachgaben ...

Aber Kleber und Kate hatten sich ihrem ersten Impuls gemäß entschieden, und so mussten sie Möglichkeit A gewählt haben, natürlich in der Erwartung, dass sich Reynie genauso entschied. Und wenn Constance, wie es vorhersehbar war, auf Möglichkeit B bestand, nun, dann würde er schon einen Weg finden, sie umzustimmen! Sosehr vertrau-

ten sie ihm, das wusste Reynie. Was es umso schmerzvoller machte, einen Verrat auch nur in Betracht zu ziehen.

Er konnte jedoch nicht anders. Rhonda hatte gesagt, jede Mannschaft müsse sich einigen, und Constance wollte nicht nachgeben. Wie lange sollten sie denn noch hier drin festsitzen? Eine Stunde? *Zwei* Stunden? Reynie verzog das Gesicht und beschleunigte seinen Schritt. Er ertrug es nicht, sich die Enttäuschung auf den Gesichtern seiner Freunde vorzustellen, aber jetzt räusperte sich Constance ... Offenbar wollte sie ein weiteres ihrer nervigen Gedichte zum Besten geben, und Reynie war sich nicht sicher, ob er noch eines ertrug. Sollte er ihr damit drohen, Rhonda von ihrem geheimen Süßigkeitenversteck zu erzählen? Nein, Constance war mit Drohungen nicht beizukommen, und sie würde Reynie teuer dafür zahlen lassen. Nach seinem letzten Drohversuch hatte sie ihm die Zahnbürste gepfeffert.

Constance holte tief Luft und sang los:

*Der Reynie ist so 'n Blödmann,
der sich nicht entscheiden kann,
oje, was für 'n Schwächling,
wenn ich ...*

»Sei still!«, rief Reynie und presste sich die Hände auf die Ohren. Vielleicht könnte er sich bei Kleber und Kate entschuldigen und ihnen anbieten, beim Spülen zu helfen? Alles, nur das hier nicht noch länger ertragen müssen!

»Nehmen wir also Möglichkeit B?«, fragte Constance strahlend. Sie schien sich bestens zu fühlen.

»Warum um alles in der Welt solltet ihr das tun?«, fragte eine metallische Stimme aus dem Nichts.

Reynie und Constance schrakten auf. Sie hatten gedacht,

sie wären allein, und eigentlich waren sie das ja auch immer noch. Abgesehen von einem übervollen Bücherregal und ein paar Bücherstapeln auf dem Boden war das Zimmer leer. Es gab ein großes Rundbogenfenster, aber das war geschlossen, und hinter der Scheibe war nichts als der graue Januarhimmel zu sehen.

»Hast du das gehört?«, fragte Constance mit großen Augen. »Oder war das, du weißt schon ...?« Sie klopfte sich gegen den Kopf.

»Nein, ich habe es auch gehört«, versicherte Reynie ihr und ließ suchend den Blick schweifen. »Wo bist du, Kate?«

»Im Heizungskanal, Dummkopf«, antwortete Kates Stimme. »Hinter dem Heizungsrost. Davor steht ein Stapel Bücher oder so was.«

Reynie fand den Heizungsrost hinter einem hüfthohen Stapel wissenschaftlicher Zeitschriften, den er schnell zur Seite schob. Er linste zwischen den Stäben hindurch und sah geradewegs in Kates strahlend blaue Augen. Sie schob ihm ihr Schweizer Armeemesser entgegen. »Lass uns raus, ja? Kleber kriegt schon Platzangst.«

Reynie beeilte sich, den Schraubenzieher des Messers zu finden. Der Heizungsrost war alt, hübsch verziert und leicht verrostet. Reynie brauchte eine Weile, um ihn loszubekommen. Er war in solchen Dingen weit weniger geschickt als Kate, allerdings war das nichts, weswegen er sich hätte schämen müssen (niemand kam an Kate heran, wenn es um handwerkliche oder körperliche Fähigkeiten ging). Aber Reynie schämte sich dennoch, war er doch drauf und dran gewesen, sie und Kleber zu verraten, und so war er froh über ihr nicht abreißen wollendes freundliches Geschnatter, während er sich mit den Schrauben abmühte.

»Wir haben uns gefragt, warum ihr so lange braucht«,

ratterte Kate in ihrem gewohnten Maschinengewehrtempo, »und dann haben wir uns entschlossen, schnell mal nach euch zu sehen. Ich dachte schon, du hättest vielleicht einen Hitzschlag gekriegt, aber Kleber meinte, dass dir Constance Schwierigkeiten macht. Und er hatte recht, was? Schäm dich, Constance! Das war ein fieses, gemeines Gedicht. Obwohl ich zugeben muss, dass ich schon gerne wüsste, was für eine Beleidigung sich auf ›Schwächling‹ reimt.«

»Was du leider nie erfahren wirst«, schnaubte Constance und verschränkte die Arme vor der Brust.

Endlich löste sich der Rost, und schon sprang Kate mit triumphierendem Grinsen ins Zimmer. Sie hob die Hand, um mit Reynie abzuklatschen, und Reynie hob seine – was er gleich bedauerte. Der Schlag hätte nicht schmerzhafter ausfallen können, wenn er von einem vorbeifahrenden Motorradfahrer gekommen wäre. Die Zähne zusammenbeißend, schob er sich die Hand unter den Arm und sah zu, wie Kate hinter sich in den Kanal langte, wo Kleber etwas von einer »Affenhitze« murmelte. Sie bekam ihn nicht gleich heraus, weil seine Hände so verschwitzt waren, dass sie ihr immer wieder entglitten. Endlich kam sie an seine Schultern heran und zog ihn ins Zimmer, wie einen Brotlaib aus dem Backofen.

Tatsächlich schienen alle beide gut durchgebacken. Im Kanal drinnen musste wirklich eine Gluthitze herrschen. Kates Wangen leuchteten knallrot, und ihr blonder Pferdeschwanz hing ihr wie ein ausgewrungener Putzlumpen feucht und schlaff auf den Rücken hinunter. Kleber schien noch schlimmer gelitten zu haben. Seine schweißgetränkten Sachen klebten wie ein Schwimmanzug an seinen dünnen Gliedern, die hellbraune Haut hatte einen ungesunden Grauton angenommen, und die Augen hinter der schief sit-

zenden Drahtgestellbrille wirkten benommen und glasig. Sein kahl rasierter Kopf war voller Schweißperlen, die Tropfen gleich im fahlen Licht glänzten.

»Mann, ist das heiß«, sagte Kleber stockend und kniff die Augen zusammen, als müsse er den Blick erst wieder scharf stellen. »Mir ist so heiß.«

»Wem sagst du das?«, sagte Kate und schob das Fenster hoch. »Warum habt ihr zwei nicht gelüftet? Ah, verstehe, das Fenster bleibt nicht oben. Nun, da kann man leicht ein Buch drunterstellen.« Sie langte nach einem der Bücher auf dem Regal hinter sich.

»Bitte nicht«, sagte Reynie, der immer sehr vorsichtig mit Büchern war. (Früher, im Waisenhaus von Stonetown, waren sie oft seine einzige Gesellschaft gewesen.) »Das tut dem Buch nicht gut, vor allem nicht, wenn es rausfällt.«

»Stimmt, da hast du recht«, sagte Kate mit einem Blick durchs Zimmer, »und was anderes gibt's hier nicht. Moment mal, ich bin gleich zurück.« Und damit tauchte sie geschmeidig wie eine Robbe zurück in den Heizungskanal.

»Sie hat den Eimer drüben gelassen«, krächzte Kleber, rückte sich die Brille mit seinen klebrigen Fingern zurecht und verschmierte sie dabei. Das Putztuch, das er sich daraufhin aus der Hemdtasche zog, war so nass wie ein Hygienetuch für Babyhintern.

Constance konnte es kaum glauben. »Kate hat ihren wertvollen Eimer zurückgelassen?«

»Der Kanal ist ganz schön eng«, sagte Kleber und steckte das Tuch resigniert in die Tasche zurück. »Da hatten wir Angst, mit dem Eimer zu viel Lärm zu machen. Schließlich wollten wir nicht, dass Rhonda uns hört.«

Reynie lächelte. Er musste an ihren ersten Tag in diesem Haus denken, vor fast anderthalb Jahren. Da hatte sich Kate

auch durch einen Heizungskanal gezwängt. Er erinnerte sich daran, wie sie ihm erzählt hatte, sie hätte sich den Eimer an den Fuß gebunden und ihn hinter sich hergezogen. Wie er da gestaunt hatte! Heute erschien ihm Kates Gewandtheit ganz normal, und er hatte sich längst daran gewöhnt, dass sie auf Schritt und Tritt ihren roten Eimer dabei hatte.

So wunderte es ihn jetzt auch nicht, dass sie in null Komma nichts wieder zurück war. Die meisten anderen hätten selbst ganz normal draußen über den Flur länger gebraucht. Sie hielt den großen Hufeisenmagneten in der Hand, den sie zusammen mit anderen nützlichen Dingen in ihrem Eimer aufbewahrte, und klemmte ihn ruck, zuck unter das Fenster.

»So sollte es gehen«, sagte sie befriedigt, während wundervoll kühle Luft ins Zimmer strömte, »aber ich will kein Risiko eingehen ...« Damit zog sie ein Stück Angelschnur aus der Tasche, deren Enden sie mit dem Magnet und ihrem Handgelenk verknotete. »Wenn er jetzt runterfällt, brauche ich nachher nicht extra nach unten zu laufen.«

Die gesamte Unternehmung hatte Kate vielleicht zwanzig Sekunden gekostet. Als sie fertig war, setzten sich die Kinder im Kreis auf den Boden. Das taten sie automatisch: Wann immer sie zu viert und ungestört waren, hielten sie eine Besprechung ab. Sie nannten sich die geheime Benedict-Gesellschaft, und als solche hatten sie schon eine Menge Besprechungen abgehalten, einige davon unter fatalen Umständen.

»Und? Wie heißt eure Mannschaft?«, fragte Kate und verschränkte ihre Beine zu einer hübschen Brezelform. »Wir sind die Unbefangenen!« Als sie mit dieser Erklärung nur sprachloses Erstaunen ertete, zog sie die Brauen zusammen. »Kapiert ihr nicht? Das ist ein Wortspiel: gefangen,

befangen, unbefangen ... Wie nennt man das noch, Kleber? Irgendwas mit Polypen?«

»Eine Polysemie!«, seufzte Kleber. »Das sagt man, wenn ein Wort mehrere Bedeutungen hat, aber in dem Fall ...«

»Richtig! Polyremi! Deshalb sind wir die Unbefangenen. Gefangen und doch nicht gefangen.« Kate sah von Reynie zu Constance und suchte in ihren Mienen nach Anzeichen von Entzücken.

»Ihr habt euch einen Namen gegeben?«, fragte Constance.

Jetzt war es an Kate, erstaunt zu sein. »Ihr nicht? Wie kann man eine Mannschaft ohne Name sein?«

Reynie warf Kleber (von Kate unbemerkt) einen amüsierten Blick zu, aber der zuckte nur mit den Schultern. Es war klar, wer auf die Sache mit dem Namen gekommen war.

»Egal«, sagte Kate und sah Constance streng an. »Hauptsache, wir entgehen dem Abwasch. Ihr müsst einfach nur Möglichkeit A wählen, und schon haben wir's geschafft.«

»Ist ja schon gut«, sagte Constance und stöhnte dramatisch. »Geht zurück in euer Zimmer und lasst uns die Sache hinter uns bringen.«

Kleber sah sie an. »Ihr wählt also Möglichkeit A?«

Constance tat so, als würde sie von etwas draußen vor dem Fenster abgelenkt.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Kleber. »Jetzt mal ehrlich, Constance, was soll das? Wenn du es nicht anders willst, bleibt uns keine Wahl, und wir müssen auch B wählen. Dann müssen wir *alle* mehr arbeiten.«

»Das ist Constance egal«, sagte Reynie. »Sie verbringt sowieso den Großteil des Küchendienstes damit, nervende Gedichte zu schreiben. Wirklich mithelfen tut sie nie.«

Constance schnaufte entrüstet, nicht zuletzt, weil Reynie recht hatte.

Kate sah sehnsüchtig aus dem Fenster. »Ich wünschte, wir wären echte Gefangene. Dann könnten wir die Verhandlungen abbrechen und zu fliehen versuchen.«

»Wir *sind* echte Gefangene«, sagte Kleber mit müder Stimme, und die anderen stimmten ihm murmelnd zu.

Alle wussten, dass Kleber nicht ihre Aufgabe mit dem Gefangenendilemma meinte, sondern ihre allgemeine Situation. Seit Monaten waren sie und ihre Familien Gäste von Mr Benedict, der sie ursprünglich zusammengebracht hatte und dem dieses Haus gehörte. Wenn er auf den ersten Blick auch etwas absonderlich wirken mochte, war Mr Benedict doch ein hochintelligenter, gutmütiger und zutiefst menschenfreundlicher Mann, und bei ihm zu wohnen, hätte eine äußerst angenehme Sache sein können, wären seine Gäste freiwillig bei ihm gewesen. Tatsächlich aber blieb ihnen keine Wahl.

Mr Benedict war der Hüter einer ungeheuer mächtigen Erfindung, die als der »Flüsterer« bekannt war, einer äußerst gefährlichen Maschine, die ihr ebenso gefährlicher Erfinder Ledropha Curtain, der zufällig Mr Benedicts Bruder war, unbedingt zurück in seine Gewalt bringen wollte. Und da die Kinder Mr Benedict so eng verbunden waren, ging man davon aus, dass sie in größter Gefahr schwebten, weshalb die Regierungsbehörden angeordnet hatten, sie und ihre Eltern unter strenger Bewachung zu halten. (Tatsächlich hatten sie erst, zu ihrem großen Schrecken, an getrennten, geheimen Orten untergebracht werden sollen, aber Mr Benedict war dagegen gewesen. Sein Haus werde bestens bewacht, argumentierte er, und biete genug Platz für alle. Am Ende gaben die Behörden zähneknirschend nach. Mr Benedict konnte sehr überzeugend sein.)

Die Kinder wussten nur zu gut, dass es ernste Gründe dafür gab, vorsichtig zu sein. Mr Curtain war gerissen und skrupellos, er hatte gefährliche Männer in seinen Diensten, und die Kinder und ihre Familien waren klare Angriffsziele für sie. Niemand zweifelte daran, dass sie ohne Schutz gleich als Geiseln genommen werden würden, denn Mr Curtain setzte wirklich alles daran, seinen Flüsterer zurückzubekommen (und allein der Gedanke, dass ihm das gelingen könnte, erfüllte alle, auch die Kinder, mit Grauen). Trotzdem, nachdem sie einen Monat lang höchstens hinaus in den Garten gedurft hatten (ein Ausflug in die Stadt war völlig unmöglich), fühlten sich die jungen Mitglieder der geheimen Benedict-Gesellschaft ziemlich eingeengt und beklommen.

»Wenn wir wirklich echte Gefangene wären«, sagte Kate, »würde ich uns im Handumdrehen hier rausbringen.«

»Durchs Fenster?«, wollte Reynie wissen und folgte ihrem Blick. »Wäre dein Seil dafür lang genug?«

»Nun, unten müssten wir ein Stück springen«, gab sie zu, und ihre Freunde wechselten zweifelnde Blicke. Kate mochte ja Längen und Maße perfekt einschätzen können, aber ihre Definition von »ein Stück« wich sicher erheblich von dem ab, was ihre Freunde darunter verstanden.

»Wenn ich es mir recht überlege, würde ich es anders machen«, sagte Kleber. »Was haltet ihr zum Beispiel davon?« Er deutete zur Tür hinüber, die von außen mit einem Riegel gesichert war. Die Türangeln lagen jedoch auf der Innenseite. »Die Angeln ließen sich bestimmt abschrauben, oder? Und mit einem ausreichenden Hebel könnten wir die Tür dann weit genug aufbekommen, um durchschlüpfen zu können.«

»Moment mal«, sagte Constance entgeistert. »Du meinst, die Manager hätten hier so leicht rausgekonnt?«

Sie meinte damit Jackson, Jillson und Martine Crowe, drei üble Vertreter ihrer Art, die den Kindern schon böse mitgespielt hatten (sie waren ehemalige »Manager« von Mr Curtain) und die seit ihrer Festnahme ganz sicher nicht vertrauenswürdiger geworden waren. Im Rahmen der Untersuchungen zu den Machenschaften von Mr Curtain waren sie verschiedentlich ins Haus gebracht worden, um intensiv befragt zu werden. Allein bedeuteten sie keine wirkliche Bedrohung und waren auch mit Mr Curtains niederträchtigen Zehner-Männern nicht zu vergleichen. Trotzdem hatten die Behörden beschlossen, zwei »sichere Zimmer« für sie einzurichten, mit schweren Riegeln verschließbar und ohne irgendwelches Mobiliar oder anderes, was einer Flucht hätte dienen können.

»Die sind aber doch mit Kate nicht vergleichbar«, sagte Kleber. »Die hatten keine Werkzeuge dabei, und es wäre ihnen auch nicht erlaubt worden, welche mitzunehmen. Und selbst wenn sie die Angeln losbekommen hätten, hätten sie immer noch an den Wächtern vorbeigemusst.«

»Also ich hoffe, sie kommen nicht mehr her«, sagte Constance. »Ich bin es leid, ihre dummen, gemeinen Gesichter zu sehen.«

Kate schnaubte. »Du *würdest* sie auch nicht sehen, wenn du von ihnen wegbleibst, wie du es sollst. Aber dir gelingt es immer, ihnen über den Weg zu laufen, damit du ihnen die Zunge rausstrecken kannst.«

»Wenn sie nicht ins Haus kämen«, sagte Constance schnippisch, »würde ich gar nicht erst in Versuchung geführt.«

Kate verdrehte die Augen. »Aber zurück zu Klebers Frage: Ja, wir kämen durch die Tür, aber nur mit einigem Lärm. Rhonda würde uns mit Sicherheit hören.« Nachdenklich

trommelte sie mit den Fingern auf ihren Knien. »Hat sie gesagt, ob sie bewaffnet ist? Als sie uns unsere Aufgabe erklärt hat, meine ich.«

»Nein, nur, dass sie unsere einzige Bewachung ist«, sagte Kleber. »Erinnert ihr euch nicht? Constance wollte mit einem anderen Wärter sprechen, jemandem, der uns bessere Bedingungen anbieten würde, und Rhonda seufzte und sagte, im Sinne der Aufgabe sollten wir annehmen, dass sie die Einzige ist.«

»Das war eine absolut vernünftige Bitte«, protestierte Constance, als die anderen beim Gedanken an Rhondas genervte Miene grinsend die Gesichter verzogen.

»Wahrscheinlich hält sie die Anzahl der Wächter nicht für wichtig«, sagte Reynie immer noch grinsend. »Schließlich können wir nicht wirklich fliehen. Ich meine, wir würden Rhonda doch auf keinen Fall angreifen wollen, oder? Und ohne ihre Erlaubnis kommen wir hier nicht raus.«

In diesem Augenblick versteifte sich Constance und warf einen Blick über die Schulter zur Wand hin. »Oje!«, zischte sie. »Da kommt sie!«

Alle hielten den Atem an. Wenn Constance solche Sachen sagte, hatte sie immer recht. Und tatsächlich waren einen Augenblick später Schritte vor der Tür zu hören, gefolgt von einem Klopfen. »Constance? Reynie? Ist alles in Ordnung bei euch? Habt ihr euch schon entschieden?«

»Wir brauchen noch etwas Zeit!«, rief Reynie.

»Bist du sicher?« Aus Rhondas gedämpfter Stimme war leichte Besorgnis herauszuhören. Der Riegel wurde zurückgeschoben. »Braucht ihr was zu trinken?«

»Nein, nein!«, rief Reynie. »Nur noch ein paar Minuten, bitte!«

»Also gut, aber beeilt euch«, antwortete Rhonda und

schob den Riegel wieder vor, ohne hereinzukommen. »Wir haben noch mehr Aufgaben zu erledigen, wie du weißt.«

»Das war knapp«, flüsterte Kate, als sich Rhondas Schritte wieder entfernten. »Ich hab schon überlegt, ob ich mich hinter der Tür verstecken sollte, aber der Magnet hätte uns verraten.«

»Von mir gar nicht zu reden«, sagte Kleber. »Ich wäre nicht mal rechtzeitig hochgekommen, und schon gar nicht hinter die Tür.«

»Aber natürlich wärest du das«, sagte Kate. »Ich hätte dir doch geholfen.«

Kleber starrte sie entsetzt an, konnte er sich doch lebhaft vorstellen, wie sie ihm dabei den Arm halb ausgekugelt hätte.

»Gleichzeitig hätte ich den Magnet mit der Schnur herfliegen lassen«, sagte Kate so beiläufig, als sei das etwas, das jeder im Bruchteil einer Sekunde tun könnte, »aber dann wäre das Fenster zugeknallt, was Rhonda natürlich mitbekommen hätte. Also hatte es keinen Sinn, es überhaupt zu versuchen.«

»Es hat sowieso alles keinen Sinn«, sagte Kleber und stützte das Kinn in die Hand. »Wir werden Constance niemals umstimmen, sondern uns gegenseitig verraten und mit dem Küchendienst abfinden müssen.«

»Da wirst du recht haben«, sagte Kate. »Also gut, ich spüle ab, wenn ihr Jungs abtrocknet ...« Sie verstummte, weil ihr auffiel, wie Reynie mit gefurchter Stirn aus dem Fenster starrte. »Was ist los, Reynie?«

Constances Stirn lag ebenfalls in Falten. Aber sie starrte Reynie an. »Er hat eine Idee!«, sagte sie, und ihre Miene hellte sich auf.

Reynie sah zerstreut zu ihr hinüber und wandte den Blick

dann erneut aus dem Fenster. Ihn erwischten Constances Erkenntnisblitze kaum noch auf dem falschen Fuß, genauso wenig wie Kleber und Kate, die sich nun neugierig in seine Richtung beugten.

»Und?«, sagte Kate. »Was ist es, Reynie? Was denkst du?«

»Wir nehmen Möglichkeit C«, sagte Reynie mit einem schlaun Lächeln.



Als Rhonda Kazembe ein paar Minuten später erneut an die Tür klopfte, erhielt sie keine Antwort. Stattdessen drang das Geräusch fieberhaften Hin- und Herrennens durch die Tür. Sie klopfte wieder, und jetzt hörte sie eine gedämpfte Stimme »Beeilt euch!« sagen und dann (was noch befremdlicher war) »Seht nicht nach unten!«. Das reichte aus, um sie nach dem Riegel greifen zu lassen, besonders da es sich um Kates Stimme zu handeln schien. Wie konnte Kate in diesem Zimmer sein? Während sie noch damit beschäftigt war, die Tür zu öffnen, hörte Rhonda, wie das Fenster zuknallte. Sie stieß die Tür auf, stürmte ins Zimmer und konnte es kaum glauben: Es war niemand mehr da.

Rhonda war eine anmutige junge Frau mit kohlen-schwarzer Haut und wunderbar glänzenden Zöpfen, so intelligent wie hübsch. Und sie sah gleich, was passiert war. In der Wand gegenüber gähnte der offene Heizungskanal, das Gitter war entfernt worden. Das erklärte, wie Kate hereingekommen war (und zweifellos auch Kleber). »Oh, bitte nicht!«, rief Rhonda. »Das können sie nicht gemacht haben!«

Sie schob das Fenster hoch, das krachend gegen den

oberen Rahmen stieß, hielt es mit einer Hand fest und lehnte sich hinaus, um nach unten zu sehen. Die Kinder waren nirgends zu entdecken. Sie blickte hoch unter die Dachgaube. Wieder Fehlanzeige.

Erleichtert, aber auch verwirrt zog Rhonda die Stirn kraus und schloss das Fenster wieder. Waren sie also doch durch den Heizungskanal geflohen? Aber die Worte »Seht nicht nach unten!« und das zuknallende Fenster, das hatte sie glauben lassen ...

Rhonda schloss die Augen. Die Tür. Sie hatten sich hinter der Tür versteckt.

Noch bevor sie sich umdrehte, wusste Rhonda, was sie jetzt sehen würde, und ja, da waren sie und hatten sich bereits auf den Flur hinausgeschlichen. Reynie und Kleber grinnten und winkten. Constance reckte das Kinn wie eine winzige, pummelige Prinzessin, um ihre selbstzufriedene Überlegenheit zu demonstrieren, und Kate beugte sich kurz noch einmal zu ihr herein, die eine Hand auf der Klinke, in der anderen ihren Hufeisenmagnet mit einem Stück Angelschnur. Sie zwinkerte Rhonda zu, lächelte entschuldigend und zog die Tür ins Schloss. Der Riegel klackte kurz und hart.

Einen Augenblick lang starrte Rhonda auf die verschlossene Tür und schüttelte langsam den Kopf. Und dann blubberte Lachen in ihr hoch, und sie begann zu klatschen.